

Kapitel 1

Damals

Ob Schnee draußen liegt?

Lina schiebt die Bettdecke zur Seite, setzt sich auf und lehnt sich an die Wand. Die Morgendämmerung wird irgendwann einsetzen. Jetzt jedenfalls noch nicht. Sie schaut zum Fenster, ein dunkles Rechteck, wie ein schwarzes Bild an einer Wand. Hier hört die Welt auf. Kein Lichtstreifen am Himmel. Nur eine Ahnung von Licht, das von Laternen ausgeht, meterweit unten, unerreichbar. Sie steigt aus dem Bett, schiebt einen Stuhl vor das Fenster und klettert auf die breite Fensterbank aus kaltem Marmor. Sie presst ihre Stirn an die Scheibe. Um die Nase herum schlägt sich ihr Atem an dem kalten Glas nieder. Ihre kleinen Hände, links und rechts neben ihrem Kopf, drücken gegen die Scheibe, als wollten sie diese herausdrücken. Ihre Hände fühlen die Kälte. Draußen muss es eisig sein.

Still liegt die Straße unter ihr. Dunkel ist der Asphalt. Kein Schnee. Es hat wieder nicht geschneit. Lina nimmt ihr Fernglas, das sie immer auf der Fensterbank stehen lässt und sieht, wie sich ein Taxi nähert. Es hält an und entlässt einen Mann auf den Bürgersteig. Er verschwindet in einem Hauseingang. Hinter einem Fenster wird es hell. Der Mann legt seinen Mantel über einen Stuhl, seinen Hut behält er auf dem Kopf und trinkt aus einer Flasche. Er sieht aus wie Pan Tau. Dann öffnet er seinen Schlips und einen Knopf an seinem Hemd. Gestern kam er auch mit dem Taxi. Wo kommt er her? Er verlässt das Zimmer und im Nebenraum geht ein Licht an - Milchglas. Bestimmt das Badezimmer. Pan Tau wäscht sich jetzt vielleicht und geht ins Bett.

Lina zählt noch drei weitere helle Fenster. Nur wenige Menschen sind noch wach. Der Himmel ist sternenklar. Sie träumt vom Fliegen. Wenn sie fliegen könnte, wäre sie fort. Doch es geht nicht, denn das Fenster ist zum Schutz verriegelt, wie wahrscheinlich alle Fenster in den Zimmern, damit sie nicht wegfliegen, die Kleinen, wie die Vögel es tun, sobald sie den Luftzug spüren, der ihnen den Weg in die Freiheit weist.

Mit ihrem Finger zeichnet sie ein Herz auf die beschlagene Scheibe und schreibt *Mama* hinein.

Es *war* ein so schöner Tag, als wir den Schneemann gebaut haben, geht es Lina durch den Kopf. Wie lange war das her? Es fühlt sich an wie eine Ewigkeit. Alle hatten mitgeholfen, die Eltern und auch der Bruder. Und obwohl es bitterkalt war, kam es einem nicht so vor. Wir hatten so viel Spaß und warfen Schneebälle. Ich griff noch einmal in den Schnee, um dem Schneemann runde Bäckchen zu machen. Doch sie waren nicht weiß, sondern rosa. Dann ging alles sehr schnell. Mama rannte, Papa auch. Sie trugen mich ins Haus, wuschen meine Hände. Das weiße Handtuch verfärbte sich rot.

Wieder fährt ein Auto durch die Straße, dahinter ein Krankenwagen, aber ohne Blaulicht. Ansonsten nichts zu sehen. Lina fühlt die kalte Fensterbank an ihren Beinen.

Seit dem Schneemann bin ich hier in diesem Zimmer mit der geschlossenen Tür. Es ist langweilig.

Andere Kinder teilen sich ein Zimmer und dürfen es auch verlassen. Ich darf das nicht. Es darf auch niemand zu mir herein, nur Doktor Greifer und die Krankenschwestern. Selbst meine Eltern dürfen nicht zu mir. Sie stehen auf dem Flur vor meinem Zimmer und schauen durch die Glasscheibe. Ich kann sie nicht hören, wenn sie etwas sagen, sehe nur Lippen, die sich bewegen.

Dann lege ich meine Hand an die Scheibe, Mama auch. Sie sieht sehr traurig aus. Wenn meine Eltern abends wieder gehen, weine ich immer und schreie. Dann kommt Schwester Sarah mit einer Spritze zu mir. Danach weiß ich nichts mehr. Wenn ich wieder wach werde, ist es so still und leer. Da ist nur das leise Surren der Neonlampen und Geräusche hinter meiner Zimmertür.

Ich hasse Neonlicht.

Es war ein Sonntag, als ich hier ankam. Der Tag ist eigentlich völlig egal, aber ich merke mir eben so etwas.

Mama sagte, dass wir einen Ausflug machen, dass wir uns ein Krankenhaus anschauen. Das sei doch bestimmt interessant. Wir klingelten an einer großen Tür, nachdem wir viele Treppen nach oben gelaufen waren. Ein Mann in weißem Kittel öffnete. Er war freundlich, hockte sich zu mir und sagte, er sei Doktor Greifer. Mama nickte. Stumm tauschten sie Blicke aus. Mama sagte, dass er mir die Station zeigen werde. Er nahm meine Hand und lief los.

Unbekannte Gerüche. Stickige Luft. In einem der Zimmer weinte ein Kind. Ein Junge mit Gipsbein humpelte an der Wand entlang. Da blieb ich plötzlich stehen. Ich wollte nach Hause. Doch es gab kein Zurück.

„Lina, du musst hier bleiben.“

Ich wollte mich losreißen, doch er hielt mich fest. Ich sah nur noch den Rücken meiner Mutter und die schwere Tür, die hinter ihr ins Schloss fiel.

Zurück war ausgelöscht.

‘Mama’, flüstert die Vierjährige, während sie auf der Fensterbank sitzt und nach draußen schaut, in die Nacht mit ihren menschenleeren Straßen. Die Dächer der parkenden Autos sind nicht weiß. Es hat wieder nicht geschneit. Schwarz ist der Asphalt und niemand nimmt Notiz von ihr.

Lina gleitet von der Fensterbank herab und legt sich ins Bett. Sie dreht sich auf die Seite, schiebt die rechte Hand unter ihr Gesicht und blickt zur Wand gegenüber, an der ihre Tafel lehnt, eine weiße Tafel mit gelbem Rahmen, an der sie und Doktor Greifer bunte Buchstaben geheftet hatten. Magnetbuchstaben, kreuz und quer über die Tafel verteilt. Ein kleines Durcheinander. Und in der Mitte geradlinig angeordnet ein Wort:

H O F F N U N G

Er hatte gesagt, sie dürfe niemals aufgeben. Niemals. Ob sie verstehe, was er ihr sagte? Sie nickte. Dabei schaute er in zwei sehr müde Augen, nicht sicher, ob sie wirklich wusste, wovon er sprach. Du darfst die Hoffnung niemals aufgeben, verstehst du das, liebe Lina? Während sie nun in dieser schneelosen Nacht zur Tafel schaut, denkt sie daran, wie sie ein paar Tage zuvor zusammen das Wort geschrieben hatten. Ihre Hände hatten in den Buchstaben gesucht. Dann hatte sie ihm das H gereicht und ihn gebeten, *Hoffnung* an die Tafel zu schreiben.

Sie hatte ihn genau beobachtet, wie er mit seinen großen Händen jeden einzelnen Buchstaben an die Tafel geheftet hatte. Dabei benannte er jeden einzelnen Buchstaben. Leise sprach sie mit.

H O F F N U N G

Es sollte immer an der Tafel stehen.

Immer.

Nachts leuchtete sie das Wort mit der Taschenlampe an.

Sie musste es unbedingt sehen, um sich an seine Worte zu erinnern, die von Heilung sprachen.

Kapitel 7

Frühjahr 2020

„Ein blauer Tag“, wiederholte Juna leise.

Lina hielt inne und wartete einen Moment, bevor sie weitersprach.

„Blaue Tage waren qualvoll. Eigentlich waren alle Tage qualvoll, nur auf unterschiedliche Art und Weise. Die blauen Tage waren trostlos, ohne die Freude auf meine Eltern, eine einzige gähnende Leere. An den rosafarbenen Tagen freute ich mich auf meine Eltern und gleichzeitig waren sie überschattet von dem extremen Schmerz, wenn sie wieder gingen oder man mich eben nicht geweckt hatte.

All mein Wollen, Sehnen und Bitten und Flehen – all das blieb ohne Erfolg. Weder durften meine Eltern zu mir ins Zimmer, noch durfte ich auf den Flur. Und niemand sagte mir, wann ich jemals wieder nach Hause durfte.

Die Zeit breitete sich vor mir aus wie ein endloses Meer ohne Land in Sicht. Der Horizont verschob sich täglich weiter nach hinten.

Für Schwester Sarah mochte das belanglos sein, dass ich manchmal fragte, was gerade für ein Tag war. Doch ich wollte einen Fixpunkt, etwas Konkretes, etwas zum Festhalten.

*Für mich waren damals Begriffe wie **irgendwann** und **Ende November** mit einer Auflösung der Zeit verbunden. Ich konnte es nicht in Worte fassen, aber ich fühlte sehr genau, dass es für mich keine baldige Befreiung geben würde. Das Isolierzimmer, in dem ich war, löste die Zeit auf. Meine Krankheit verdamnte mich zu einer gefühlten Endlosigkeit, in der sich niemand bemüßigt fühlte oder es wagte, mir genaue Zeitangaben zu machen. Niemand wusste, wann und ob ich überhaupt jemals gesund werden würde. Niemand sprach mit mir über meine Krankheit. Sie sprachen über mich, aber nicht mit mir. Ich las nur in den Gesichtern, versuchte zu interpretieren, wenn sie die Verbände wechselten, mich wuschen oder auf das Thermometer schauten. Fieber bedeutete für mich kein Wissen um eine Temperaturangabe, keine Zahl. Ich las die Höhe der*

Temperatur in dem Entsetzen der Gesichter, wie ich überhaupt vieles in den Gesichtern und ihren Bewegungen las. Und dann überließen sie mich meinen Phantasien und meinen Ängsten.

They left without a word.

Sie dachten wohl, wenn sie nicht mit mir über meine Krankheit sprechen, dann sei es nicht so schlimm für mich. Doch das Gegenteil war der Fall, denn die Phantasie kennt bekanntlich keine Grenzen.

Und mit meinen Eltern konnte ich auch nicht sprechen. Sie standen schließlich auf dem Flur. Okay, man mag einwenden, wegen der Gefahr einer Infektion. Aber sie hätten Schutzkleidung und Desinfektionsmittel für die Hände bekommen können. Dreimal in der Woche, nur dreimal durfte ich meine Eltern sehen und immer nur getrennt durch die Glasscheibe, eine absolut stumme Kommunikation, ohne ein hörbares Wort, ohne eine Berührung. Steril, stumm. Nur zu Doktor Greifer hatte ich eine Verbindung. Auf ihn freute ich mich und er reparierte mein Spielzeug.“

„Immerhin. Aber wahrscheinlich hatte er wenig Zeit, nicht wahr?“

Lina wandte das Gesicht ab. Noch im Wegdrehen erkannte Juna diesen Blick, den sie schon als Kind an ihrer Oma kennengelernt hatte, nur nie zu deuten wusste. Es lag etwas unaussprechlich Schmerzvolles in ihm, etwas Geheimnisvolles, das sie verbarg.

Die Antwort kam flüsternd.

„Stimmt. Er hatte wenig Zeit. Und manchmal passierte es, dass er schon auf dem Weg zu mir war, ich ihn vor der Glasscheibe sah, kurz davor, die Tür zu öffnen und Schwester Sarah eilte aus dem Dienstzimmer, rief ihn und er ging fort. Vielleicht ging es um einen Notfall. Dann konnte es geschehen, dass er gar nicht mehr kam. Aber wenn er kam, musste ich oft erst Spritzen über mich ergehen lassen, bevor er mit mir spielte oder mir Geschichten erzählte. Meine Mutter sagte später einmal zu mir, dass sie im Krankenhaus mit mir experimentiert hatten.

Learning by doing.

Das Unbekannte zu verstehen, ist wie das Bereisen eines fernen Kontinentes. Sie konnten nur ausprobieren, was ihnen einfiel und dann beobachten, was passierte. Letztendlich war ich Teilnehmer in einem Experiment, der Erste einer

Studie. Niemand wusste Bescheid. Wir waren Unwissende. Allesamt. “

„Das ist sehr gruselig!“

„Einmal gab mir eine Krankenschwester, es war nicht Schwester Sarah, und ich weiß ihren Namen nicht mehr, das Fieberthermometer in die Hand und sagte, sie komme gleich wieder, sie müsse noch irgendetwas holen. Ich sollte das Thermometer auf keinen Fall fallen lassen wegen des Quecksilbers darin. Es sei giftig. Nun, was glaubst du, was passierte?“

„Du hast es fallen lassen?“

„Ja. Und ich weiß bis heute, wie ich auf die Scherben blickte und die silbrigen kleinen Kügelchen, die ausliefen. Ich habe es als Bild im Kopf, die feinen, dünnen Splitter und diese silbergrauen Tröpfchen des Quecksilbers. Es hatte etwas unwiderstehlich Faszinierendes. Die Schwester hat natürlich geschimpft.“

„Das wundert mich jetzt nicht. Das war ja zu erwarten.“

„Stimmt. Es war nicht schwer, Voraussagen zu treffen, selbst für mich damals, obwohl ich noch ein kleines Kind war.“

Schweigen erfüllte den Raum. Juna schaute in den Garten, in dem sich die ersten Zeichen des nahenden Frühlings zeigten, kleine Knospen am Mandelbaum, ungeöffnet noch, das erste zaghafte Gelb der Forsythien. Ein sanfter Nieselregen hatte eingesetzt. Der Liguster tropfte.

Wie sehr Juna ihrer Mutter ähnelt, ging es Lina durch den Kopf, die feine Gesichtszeichnung, die hohen Wangenknochen, die Form der Augen. Nur die Lippen sind anders, etwas voller, expressiver.

Lina ließ ihre Enkelin gewähren und unterbrach sie nicht in ihren Gedanken. Sie wartete geduldig, bis Juna das Gespräch wieder aufnahm.

„Oma, würde es dir eigentlich heutzutage schwerfallen, wenn man dich in zweiwöchige Quarantäne schicken würde? Wegen der Corona-Pandemie, du weißt schon. Immer mehr Menschen sind infiziert oder müssen als Verdachtsfall zwei Wochen zu Hause bleiben. Wie wäre es für dich, wenn du nicht mehr vor die Tür gehen dürftest?“

„Es würde mir nicht schwerfallen. Im Gegenteil. Ich kann sehr gut allein sein, manchmal zu gut. Dann bin ich dankbar, wenn sich jemand bei mir meldet, also sozusagen an meine Türe klopft und mich herausholt. Ich hoffe immer, dass man es mir nicht übel nimmt, wenn ich abtauche. Hin und wieder brauche ich es, dass mich jemand ruft. Es ist keine Interesselosigkeit, wenn ich mich zurückziehe. Ich merke es einfach nicht. Es ist, als wäre ich in diesem Zimmer von damals, eingeschlossen, obwohl die Tür nicht mehr verschlossen ist.“

Ich freue mich, wenn jemand anruft oder vorbeikommt. Du tust es, mehr noch, du bist ehrlich an mir interessiert. Das rührt mich mehr, als du dir vorstellen kannst. Dafür möchte ich dir danken.

Und weißt du was, jetzt machen wir beide mal eine Pause. Lass uns etwas essen! Hast du Lust, ein paar Brötchen zu holen? Ich mache uns Rührei. Tomaten, Käse und Gurken habe ich im Haus.“

Juna war überrascht über den plötzlichen Themenwechsel.

Aber so war ihre Großmutter eben. Manchmal wechselte sie spontan das Thema.

Das Schwere wechselte ab mit dem Leichten. Beide Seiten brauchten sich gegenseitig. Das Schwere war nur zu ertragen, wenn man sich auch dem Leichten zuwenden konnte, wie ein Aufatmen oder Durchatmen, nachdem man tief zum Grund getaucht war. Und durch das Schwere wiederum wurde das Leichte intensiver empfunden. Es machte sensibel für all jene kleinen Dinge des Lebens, an denen andere achtlos vorbeigingen.

In der Dunkelheit scheint bereits ein kleines Licht sehr hell.

„Was für Brötchen hättest du denn gerne?“

„Überrasch' mich einfach! Nur bitte kein Croissant! Das ist Fett ohne Substanz und macht nicht satt.“

„Okay. Ich hole nur noch schnell meinen Helm.“

Juna stieg auf ihr Rad und fuhr los. Die Straßen waren verlassen, nur vereinzelt sah man jemanden, entweder allein oder nur zu zweit, manche mit Mundschutz, manche ohne.

„Bleibt zu Hause!“

Immer mehr Menschen hielten sich daran.

Das Jahr 2020 würde jedem in Erinnerung bleiben. Es würde Eingang in die Geschichtsbücher finden. Von Lebensmittelgeschäften, Drogeriemärkten und Apotheken abgesehen, waren die Läden geschlossen, ebenso die Cafés, Restaurants, Kinos, Schulen, Kindergärten, Schwimmbäder. Firmen kämpften um ihre Existenz. Die Angst vor SARS-CoV-2 (Schweres Akutes Respiratorisches Syndrom) hatte das öffentliche Leben zum Stillstand gebracht. Die Krankenhäuser in Südeuropa waren bereits überlastet, das Pflegepersonal erschöpft, die Ärzte ausgebrannt, viele bereits selbst infiziert. COVID-19

ersticke die Menschen. Die Lungenentzündung war kaum in den Griff zu bekommen. Särge wurden gelagert.

Die Krematorien konnten nicht mithalten.

Social Distancing wurde zur Überlebensstrategie.

Abstand halten und niemanden sehen, mit dem man nicht in einem Haushalt zusammenlebte.

Zwar vermisste Juna ihre Freundinnen, doch hielt sie sich an die Vorschriften der Regierung. Es war das erste Mal, dass sie die Macht des Staates spürte. Politik war bisher etwas Abstraktes für sie, etwas, worüber man in den Nachrichten hörte und im Unterricht, etwas, worüber Verwandte schon mal auf Geburtstagsfeiern diskutierten aus Leidenschaft oder Rechthaberei. Doch diesmal hörte sie sich sogar die Ansprache der Bundeskanzlerin an die Bevölkerung an.

„Es ist ernst. Nehmen Sie es auch ernst!“

Als Juna mit ihrem Rad an jemandem vorbeifuhr, hielt sie sogar einen Moment die Luft an und atmete lange aus, sobald sie an der Person vorbei war. Bloß nicht einatmen, was der andere ausgeatmet hat!

An der roten Ampel hielt sie großen Abstand zu dem Radfahrer, der jetzt vor ihr stand, und überholte ihn bei Grün.

Die Luft war wunderbar klar, etwas kühl, aber nicht so kalt, als dass sie den Atem hätte sehen können. Das hätte es erleichtert. Sie hätte den ausströmenden Atem des Vordermannes sehen können, gezielter seinem Aerosol ausweichen können. So tat sie es auf Verdacht mit einem Schlenker nach links, in der Hoffnung, dass nicht gerade ein Auto zu nah an ihr vorbeifahren würde. Und wieder hielt sie den Atem an.

Unwillkürlich dachte sie an das Lied 'Skyfall', in dem es hieß: „Hold your breath and count to ten“.

Es war anstrengend, ständig die Luft anzuhalten. Juna hoffte, nicht zu vielen Menschen zu begegnen, denn sie würde jedes Mal die Luft anhalten, bis ihr schließlich schwindelig werden würde.

Gemeinsam mit ihrer Mutter schaute sie sich abends den Podcast mit Professor Christian Drost an. Sie war beeindruckt, wie flüssig und ohne diese sonst so üblichen Pausenfüller, diese „äh“ und „ähms“ er sein Wissen über das Virus

darlegen konnte. Gern würde sie auch Forscherin werden. Das Fragen war ihr zu eigen. Und so fragte sie sich, wieso er sich für die Virologie interessierte. Wie viel Zeit verbrachte er damit, fast unsichtbare, unfassbare, winzige Wesen zu studieren.

Wie viel Zeit mochte er den sichtbaren Wesen, den Menschen widmen?

In Gedanken versunken, wurde die Umgebung zum Hintergrund. Doch gerade noch rechtzeitig bemerkte Juna die geöffnete Autotür und den Fuß, der sich plötzlich auf den Radweg stellte. Sie bremste abrupt. In geringem Abstand kam sie vor der älteren Frau zum Stehen. Diese erschrak und schimpfte drauf los. Was fürchtete sie mehr? Den Zusammenprall oder das Aerosol?

Juna gestikulierte wortlos mit angehaltenem Atem und hoffte, dass die Frau aus ihren wilden Gesten so etwas wie eine Entschuldigung herauslesen konnte.

Dann setzte sie mit ihrem Rad ein Stück zurück und fuhr zügig an der Frau vorbei, atmete einmal kräftig aus, bevor sie Luft holte. Nicht ein einziger Erreger sollte die Chance haben, von ihr Besitz zu ergreifen.

Der Höhenweg war lang, doch endlich erblickte sie die Aral-Tankstelle. Die Bäckerei war also nicht mehr weit entfernt.

Sie schloss ihr Rad mit zwei massiven Kettenschlössern ab. In der letzten Zeit wurden vermehrt Fahrräder gestohlen. Selbst Toilettenpapier wurde geraubt, wenn man nicht gut genug darauf aufpasste. Eine Freundin hatte vom Einbruch in den Hauskeller berichtet. Es war tatsächlich nicht nur ihr Fahrrad, sondern auch das Toilettenpapier verschwunden.

In der Corona-Krise war es zu einer Aufwertung von Toilettenpapier gekommen, denn erstmals in ihrem Leben, von der Kriegsgeneration abgesehen, standen die Menschen in den Geschäften vor leeren Regalen, in denen nicht nur viele Lebensmittel wie Reis, Mehl, Nudeln, Kartoffeln und Hefe fehlten, sondern eben auch das so dringend benötigte Toilettenpapier. Auch Seifen und Desinfektionsmittel waren ausverkauft.

Paradigmenwechsel.

Plötzlich erlangten Gegenstände ungeheure Bedeutung, von denen sonst nur beiläufig Notiz genommen wurde.

...